

Wer die Glocken hört. Über die Altgläubigen von St. Petersburg (Ute Scholz)

Versteckt zwischen alten Bäumen, für Uneingeweihte am Rande der monotonen Typenhochhäuser im Petersburger Stadtteil Rybalko kaum wahrnehmbar, steht ein kleines gelbes Kirchlein. Ein Friedhof mit alten Gräbern – manche mit einem vierendigen, die meisten aber mit einem achtendigen Kreuz – umgibt das Gotteshaus der Altgläubigen.

Stille empfängt die Besucher, doch die Abgeschlossenheit ist nicht vollkommen. Vor dem Wirtschaftsgebäude parkt ein klappriger weinroter Lada, an dem ein Angestellter der Gemeinde werkelt. Er weist den Weg zum Vorsteher der Kirche, dessen Arbeitsräume sich in einem Seitenflügel befinden. Eines der winzigen schlichten Zimmerchen ist das Reich Vater Wadims. Er sitzt an einem kleinen Tisch, neben ihm hockt ein blinder alter Mann. Der Obdachlose stammt nicht aus einer Altgläubigenfamilie, aber die Gemeinde hat ihm ein Dach über dem Kopf gewährt. Der Greis leistet Vater Wadim Gesellschaft. Dieser bereitet gerade den Gottesdienst vor.



Der Vorsteher mit dem eindrucksvollen langen Bart und den noch längeren dunklen Haaren lässt sich von seinem Gast nicht stören. Vater Vadim kennt keine Berührungängste; seine Religionsgemeinschaft, deren Strömungen recht uneinheitlich sind, ist frei von hierarchischem Denken. Priester gibt es nicht. Die kirchlichen Aufgaben nehmen Laien wahr. Auch Vater Wadim hat keine abgeschlossene theologische Ausbildung, überrascht aber durch sichere Kenntnis der Geschichte und der Schriften seiner Glaubensrichtung. Anschaulich weiß er den Platz der Altgläubigen in der russischen Kunst und Literatur zu würdigen, ist über die Altgläubigenproblematik in der russischen Literatur gut informiert. So habe der von den Altgläubigen als Märtyrer verehrte Protopope

Awwakum die erste russische Autobiographie verfasst, als er vom Zaren verbannt, fünfzehn Jahre in einem Erdloch bei Pustozersk zubringen musste.

Auch die von den Altgläubigen gepflegte Legende von der Stadt Kitesch, die beim Angriff der Tataren unter dem Chan Baty im Jahre 1237 im See Swetlojar untergegangen sein soll, ist als Motiv in die russische Literatur eingegangen. Der 200 km von Nishnij Nowgorod entfernt liegende See wurde zum Wallfahrtsort und hat immer wieder Pilger, aber auch Ethnographen und Schriftsteller angezogen. Bis heute, so Vater Wadim, hält sich die Legende, dass derjenige, der den Herrn fest im Herzen trage, die Glocken von Kitesch aus der Tiefe des Sees vernehmen kann.

Als er von den Bemühungen der Altgläubigen berichtet, die alte Kunst zu wahren, Ikonen und alte religiöse Bücher zu restaurieren, bzw. neu anzuschaffen, kommen kommerzielle Dinge zur Sprache. Die weltlichen Probleme dringen auch in die Studierstube Vater Wadims, doch der weicht Klagen aus, er nimmt die Widrigkeiten des russischen Alltags, wie sie kommen.

Kirche und Sozialstation

So erhielt die Gemeinde zwar die Kirche in den 80er Jahren übergeben, doch keineswegs geschenkt wie in anderen Fällen, sondern nur langfristig gepachtet. Dennoch begannen sie damals nicht nur mit der Rekonstruktion der Kirche und der umliegenden Gebäude, sondern auch mit dem Bau eines Hauses, einer Art Sozialstation. An den anspruchsvollen Plänen halten die Altgläubigen fest, obwohl die galoppierende Inflation sie zunächst einmal dazu zwang, die Arbeit an dem Rohbau ruhen zu lassen. Vater Wadim bedauert, dass der Traum von einer Bibliothek nun doch nicht so verwirklicht werden kann. Schließlich sind viele Altgläubige bereits recht betagt und besitzen kaum das

Nötigste zum Leben.



Jeden Tag kommen fast einhundert Menschen in die Kirche, wo sie eine Mahlzeit erhalten. „Wir sind auf Spenden unserer Gläubigen angewiesen, weder der Staat noch die russisch-orthodoxe Kirche unterstützen uns“, sagt Vater Wadim. Seine kleine Gemeinde kämpft um Anerkennung, doch sie hat es schwer, sich gegen die „Allmacht“ der reformierten Kirche durchzusetzen.

Einst gemeinsam

Vor Jahrhunderten noch gingen sie gemeinsame Wege. Sie trennten sich im Jahr 1653. Damals beschloss der Patriarch Nikon im Einvernehmen mit dem Zaren Alexej Michailowitsch eine Kirchenreform: die Heilige Schrift wurde unter Berufung auf griechische Quellen neu ausgelegt, wichtige dogmatische Texte und der kirchliche Ritus, wie z. B. die Bekreuzigung und die Prozessionsrichtung, erfuhren grundlegende Veränderungen. Einige Gläubige, eben jene Altgläubige an der Spitze mit dem Protopopen Awwakum schlossen sich dem nicht an. Sie stießen sich an einer gewaltsamen Einführung der Neuerungen. Hinzu kam, dass die von Nikon als authentisch ausgegebenen „echten“ griechischen Quellen in Wirklichkeit Texte jüngeren Datums darstellten, die bereits das Ergebnis von Veränderungen waren.

Diejenigen, die am alten Glauben festhielten, entzogen sich den Verfolgungen durch Selbstverbrennung oder Flucht in die Randgebiete Russlands, u. a. in die Region zwischen Ostsee und Weißem Meer. Viele holte Zar Peter I. von dort zurück. Er zwang sie, sich am Aufbau St. Petersburgs zu beteiligen. Die Altgläubigen wurden auch von anderen Herrschern herangezogen, um ehrgeizige Reformprojekte umzusetzen. Stalin beispielsweise bediente sich der Altgläubigen beim Bau des Weißmeer-Ostsee-Kanals, eines der ersten Bauprojekte des Fünfjahresplanes von 1928, das fast ausschließlich von Zwangsarbeitern realisiert wurde. Während der Kollektivierungskampagnen der 30er Jahre wurden viele Altgläubige deportiert. Ihre erfolgreichen Einzelwirtschaften, die sauber gepflegten Grundstücke und Straßen, die schön verzierten Häuser waren den Machthabern ein Dorn im Auge. Da zählte auch das Argument nicht mehr, dass die Altgläubigen in zaristischen Zeiten zu den rechtlosesten Gruppen im Land gehörten, die sich an den großen Bauernaufständen von Stepan Rasin (1664) und Jemeljan Pugatschow (1873/74) beteiligten und auch die revolutionäre Bewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterstützten.

Kampf ums Überleben

Heute, da die äußeren Restriktionen im Verhältnis zwischen Altgläubigen und dem Staat weggefallen sind, bewegen die Gläubigen nicht weniger komplizierte Probleme. Auch wenn sie ihre lange Zeit zweckentfremdeten Kirchen wieder eröffnen und reparieren können, ist das Leben in der Großstadt St. Petersburg nicht leicht. Im Kampf um das tägliche Überleben wird es auch für die in der Askese geübten Altgläubigen immer schwerer, an ihrer Lebensweise festzuhalten. Einige denken bereits wieder über eine Flucht in die Wälder des Nordens nach. Nicht unmittelbare Verfolgungen, sondern das chaotische und hektische Leben der Großstadt würde sie zwingen, sich abermals auf die Suche nach dem versprochenen Land, in dem der Antichrist nicht herrscht, zu begeben.